

KLEINE MEINUNGEN



Kino I Wer zufällig ab Donnerstag in Berlin ist, kann im fsk-Kino einen Dokumentarfilm sehen, der letztes Jahr in Österreich in den Kinos war und hoffentlich auch einmal im deutschen Fernsehen läuft: „Vienna's Lost Daughters“. Regisseurin Mirjam Unger hat in New York acht ältere Damen besucht, die neben Humor und einem Faible für Törtchen miteinander gemein haben, dass sie alle 1938 von ihren jüdischen Eltern in Wien in den Zug nach England gesetzt wurden, um der Verfolgung zu entgehen. Ihre Biographien haben sie nach New York verschlagen, sie haben geheiratet oder nicht, Kinder und Enkel bekommen oder nicht, das Leben gelebt, das ihre Eltern ihnen gerettet haben. Der Film rührt einen in Momenten, in denen man es am wenigsten erwartet: Eine der Frauen besucht mit ihren Kindern und Enkeln die alte Heimat Wien, alle sitzen gut gelaut in einem Ausflugsdampfer, der jüngste Enkel berichtet von seinen Eindrücken. Auch wenn es warm sei in Wien, ihm sei hier immer kalt, sagt er. Dann fängt er an zu weinen und kann nicht mehr aufhören, seine Großmutter streichelt ihm tröstend über den Kopf. Geschichte hört nie auf, davon handelt dieser feine, heitere, schöne und sehr, sehr lebendige Film. *ador*

Kino II Da haben uns die „Expeditionen ins Tierreich“ jahrzehntelang gelehrt, dass es in der Tierwelt ganz unsentimental nur um eines geht: Die Fortpflanzung mit dem potentesten Partner. Jetzt will uns die neue Dokumentation des „Nomaden der Lüfte“-Kameramanns Laurent Charbonnier eine völlig andere Geschichte erzählen: „Animals in Love“. Der deutsche Verleih hat den Titel noch einmal so gedreht, dass er klingt, als handelte es sich um eine Romantikkomödie mit Jennifer Aniston: „Tierisch verliebt“. Auf dem Filmplakat: zwei küssende Kängurus. Es gehe um die „Moleküle der Liebe“, sagt eine bedeutungsschwangere Stimme aus dem Off. Knallbunte Vögel mit rosa Staubwedelschwänzen, eifersüchtige Hasen und kleine Krebse mit riesigen gelben Armen flirten miteinander. Dazu läuft diskret Musik, denn in solchen Situationen will niemand gestört werden, schon gar nicht mit naturwissenschaftlichen Erläuterungen. Nach dem ganzen Gebalze gibt es so gut wie keinen Sex, danach werden unentwegt Kinder geboren – und wir lernen: Die bringt offenbar auch im Tierreich der Storch. *kaep*

Musik Judas Priest! haben ein Doppelkonzertalbum!! gemacht über die Weissagungen des „Nosstradamus“!!! (Sony). Und es ist gar nicht schlecht. Viel Orgeln, Geigen, Rummumsbums, angenehme stupide Texte. Je länger die Autofahrt, desto besser wird es. Und immerhin hätten auch andere darauf kommen können, zum Beispiel Ben Becker. *ripe*

L. macht die Rhododendren

Über Freiheit und Krieg: Der fünfte und letzte Band der Tagebücher von Virginia Woolf

Am 23. Juni 1939 kam die Fotografin Gisèle Freund in die Wohnung des Ehepaars Woolf in London, Tavistock Square 52, zusammen mit Victoria Ocampo, Schriftstellerin und Mäzenatin aus Argentinien. Freund hatte „alle ihre Apparate“ mitgebracht und im Salon aufgestellt, um eine „lebensgroße kolorierte lebendige Photographie“ anzufertigen. Virginia Woolf war alles andere als begeistert: „Oh verflucht sei dieses triviale vulgäre Photoreklametamtam“, schreibt sie im Tagebuch. Aber Ocampo und Freund hatten sie in die Zange genommen, die eine saß auf dem Sofa neben ihr, die andere ihr leibhaftig gegenüber, und so war der „Nachmittag also hin, auf die für mich abscheulichste & ärgerlichste Weise überhaupt“.

Heute kann man nur froh sein, dass Victoria Ocampo die von ihr protegierte Gisèle Freund ungebunden ins Haus brachte, schuf sie an diesem Nachmittag doch eine der Fotografie-Ikonen der Moderne und eines der schönsten Woolf-Porträts überhaupt, dazu das einzige in Farbe. Seit 1938 hatte Freund mit den ganz neuen Farbfilmrollen von Kodak und Agfa experimentiert und war begeistert von dem Wunder, „alle subtilen und sich verändernden Rot-, Grün- und Gelbschattierungen festzuhalten, die Transparenz einer weißen Haut um das Blau eines Auges herum“. Und so sehen wir nun das Gesicht der 57-jährigen Schriftstellerin mit den großen, schwermütig gesenkten, klaren Augen, den leicht geöffneten Lippen (die häufig vom Reden wund waren, wie das Tagebuch verrät), die in nachdenklich-besorgte Falten gelegte Stirn. Ein Gesicht auf der Schwelle zum Alter. Ein Gesicht, in dem sich Traurigkeit und Schmerz spiegeln, Einsamkeit, aber auch Kraft und Mut. Ein Gesicht von anrührend zerbrechlicher Schönheit.

In diesem Porträt scheint Virginia Woolf so sehr bei sich zu sein, dass erstaunen muss, was man im Tagebuch um dieses Sitzungsdatum herum liest: Baulärm, Umzugspläne und -packerei, Krankheit der Nichte, Selbstmord eines Freundes, Tod der Schwiegermutter.

ANZEIGE

Schreiben Sie?
Wir veröffentlichen Ihr Buch!

edition fischer
Orber Str. 30 • Fach 41
60386 Frankfurt • Tel. 069/ 941 942-0
www.verlage.net
E-Mail: lektorat@edition-fischer.com

ter, Besuche zum Tee und zum Dinner, und zwischen Frühstück und Lunch Arbeit an der Biographie des Freundes und Mentors Roger Fry – so diszipliniert und emsig, dass oft „keine Minute“ fürs Tagebuch bleibt. blieb dann doch Zeit, schrieb sie Sätze wie diese: „Welch Traum das Leben doch ist, so rasch vorbei, so schnell gelebt; & nichts vorzuweisen, außer diesen Büchlein. Doch bringt mich das dazu, mich ins Zeug zu legen & den Augenblick auszupressen.“ Gelingt dies, lassen die „lilagrauen Wolken über dem Regens Park“ sie „vor Freude hüpfen“.

Zweiinhalb Monate nach der Sitzung – Gisèle Freund, die die Bilder in Frankreich entwickelte,

kam schon nicht mehr dazu, sie Virginia Woolf zu zeigen – beginnt der Krieg, der sich schon seit Jahren angekündigt hatte und gegen den Virginia Woolf angeschrieben hatte mit ihrem Essay „Drei Guineen“. „Wir müssen Hitler in England angreifen“, schreibt sie am 24. Mai 1938 ins Tagebuch und meint damit die restriktiven Strukturen, die die Gesellschaft durchziehen bis ins Allerprivateste: das Verhältnis von Mann und Frau. Im patriarchalen System sieht sie das Grundmuster der Unterdrückung und den Nährboden für Militarismus und Faschismus. Sie sieht darin die Unterdrückung, die sich ebenso gegen Menschen anderer politischer Überzeugung, Rasse, Religion oder sozialer Zugehörigkeit wenden kann und der sich nur begegnen lässt durch „den Schutz der Rechte des Einzelnen“ und „durch die Wahrung der demokratischen Ideale gleicher Chancen für alle“.

Angst & Zorn

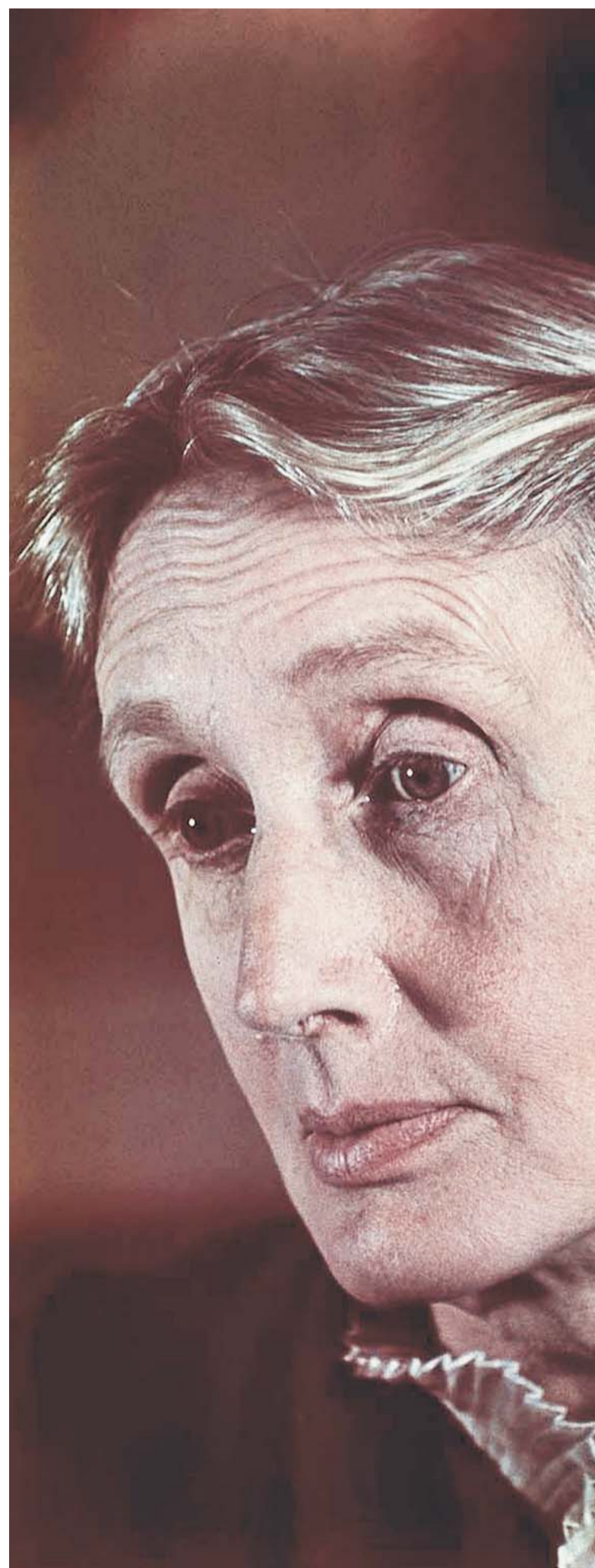
Sie besteht entschieden darauf, im Kampf der Frauen um gleich Rechte, der für sie ein Kampf gegen die Diktatur ist, nicht zu denselben Waffen zu greifen wie der Gegner, auf Unterdrückung nicht mit Unterdrückung zu antworten, auf Gewalt nicht mit Gewalt, sondern der Bedrohung mit einer Stärkung der Freiheit zu begegnen. Diese Freiheit besteht für sie zunächst einmal darin, „frei zu sprechen“.

Wenn „sie frei sein sollen – müssen Männer und Frauen lernen, frei zu sprechen. Es gibt zwei gute Gründe, warum wir versuchen müssen, unsere Angst und auch Ihren Zorn zu analysieren; erstens, weil Angst und Zorn dieser Art keine wahre Freiheit im Privathaus zulassen; zweitens, weil Angst und Zorn dieser Art keine wahre Freiheit im öffentlichen Leben zulassen könnten – vielleicht sind sie maßgeblich an der Heraufbeschwörung eines Krieges beteiligt.“

Freies, unzensuriertes Sprechen ist für Woolf auch die Aufgabe der Dichtung, die keiner Ideologie als Sprachrohr dienen darf, sondern ihren ästhetischen Eigenwert behaupten muss: „Die Stimmen der Dichter, die einander antworten und uns von einer Einheit überzeugen, die alle Teilungen wegwischt“, sie erinnern daran, „über die persönlichen und politischen Beziehungen hinweg auf die größten Fragen unseres Schicksals und der Bedeutung des Lebens“ zu schauen.

Der Krieg hinterlässt seine Spuren im Tagebuch. Schon seine Vorboten, von der Besetzung des Saarlandes 1936 über den „Anschluss“ Österreichs bis hin zum Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechoslowakei, werden von Virginia Woolf notiert, und es wird eifrig beim Lesen bewusst, unter welcher ständigen Bedrohung eines deutschen Angriffs weite Teile Europas über Jahre hinweg standen, lange vor Kriegsausbruch.

„Dies ist die fieberhafteste straziöseste politische Woche, die wir bisher hatten“, schreibt Woolf im März 1936: „Hitler steht mit seiner Armee am Rhein. In London befinden Konferenzen statt. Wie immer denke ich Ach, das wird sich legen. Aber es ist seltsam, wie nah die Geschütze wieder an unser Privatleben gerückt sind. Ich kann sie



Virginia Woolf auf dem berühmten Foto von Gisèle Freund am 23. Juni 1939
Foto © Gisèle Freund

ganz deutlich sehen & höre ein Donnern, auch wenn ich wie eine zum Tode verurteilte Maus weiter an meiner täglichen Seite knabber.“

Sie macht weiter, setzt den destruktiven Kräften der Politik einen geradezu stoischen Widerstand entgegen, das Festhalten an den Gewohnheiten, an der Arbeit. Ihr Pensum ist enorm: Sie schreibt in diesen letzten Jahren vier Bücher, dazu zahlreiche Artikel, kleine Erzählungen und Essays und bewältigt eine Lektüre von beeindruckendem Ausmaß. Hinzu kommen Besuche der Freunde, Gespräche, Theaterabende, Versammlungen. Und immer wieder kehrt sie zum

Tagebuch zurück, das, im freien Fließenlassen der Gedanken und Gefühle, für sie Befreiung aus den Schreibzwängen bedeutet, aber auch ein Ort ist, wo sie Pläne schmiedet, sich zur Arbeit anspornt, Überlegungen zu literarischen Vorhaben anstellt, über Geistesstilles, Erlebtes Rechenschaft ablegt – und in dem sie ihren ganz privaten Kampf gegen das Grauen und die sinnlose Zerstörung des Krieges führt.

„Dieser Krieg hat kaltblütig begonnen“, heißt es wenige Tage nach Kriegsausbruch. „Es kommt einem völlig sinnlos vor – ein mechanisches Gemetzel, wie wenn man einen Krug in die eine Hand

nimmt und einen Hammer in die andere. Warum muß er zerschmettert werden? Das weiß keiner. Und ich wiederhole zum 100. Mal – jeder Einfall ist wirklicher als das ganze Elend des Krieges. Und wofür ist man denn gemacht. Und der einzige Beitrag, den man leisten kann – dieses kleine Ideengeprassel ist der Rauch meines Schusses für die Sache der Freiheit.“

In diesem „Ideengeprassel“ finden sich immer wieder Momente des Innehaltens, Lichtstimmungen, Luftbewegungen, Baum- und Vogelgestalten, wenn man sie aus den Romanen und Erzählungen kennt; jene „moments of being“, in denen in der Plötzlichkeit das Sein sich zeigt. Virginia Woolf, die in der Tradition der englischen Romantiker steht und vor allem Shelley verehrt, nimmt den Gedanken von der Literatur als etwas Aktivem auf und schafft inmitten des Krieges ihre eigene Wirklichkeit. Die Bedrohung durch eine Messerschmitt verwandelt sie in die friedliche Schönheit eines Falters, „der sich gesetzt und die Flügel ausgebreitet“ hat.

Falls Hitler siegt

Es ist keine Flucht aus dem Kriegsalltag. Virginia Woolf registriert sehr genau, was um sie herum geschieht, reagiert auf die Zerstörungen in London (ihre eigene Wohnung wird erheblich beschädigt, ihr Besitz aufs Land evakuiert), stellt sich den Tod durch eine Bombe vor, sieht sich im Frühjahr 1940 der Gefahr der deutschen Invasion in unmittelbarer Nähe ihres Wohnsitzes Monks House ausgesetzt – und notiert dazu lapidar: „L. (ihre Mann Leonard) sagt, er habe Benzin in der Garage, damit wir uns umbringen können, falls Hitler siegt.“ Angesichts ihrer labilen Psyche, die sie auch in den letzten Jahren monatlang zu Betruhe und striktem Tagesablauf zwingt, erstaunt dieser stoische Pragmatismus.

Doch scheint es nicht so sehr die äußere Bedrohung zu sein, von der die Gefahr für ihr Leben ausgeht: „Ich bestehe darauf, diese Zeit bestmöglich zu nutzen. Ich werde mit fliegenden Fahnen untergehen“, ermuntert sie sich Anfang März 1941 noch. Vielmehr ist es die Bedrohung, die in ihr wohnt. Nach Beendigung des letzten Romans, „Between the Acts“, in dem sie noch einmal alles versammelt hat, was ihr an England lieb und teuer ist, seine Geschichte und Literatur, Land, Menschen und Mentalität, beiläufig-leichtfüßig erzählt an einem einzigen Sommertag, verschlechtert sich ihr psychischer Zustand dramatisch.

„Die alte Frau, die oben in Mt Misery wohnte, hat sich vor 3 Tagen ertränkt. Man fand die Leiche bei Piddinghoe – wo ich immer spazierengehe. So geht sie schließlich los, am Montag, vielleicht am Nachmittag, wenn Flut ist, & springt hinein“, notiert Virginia Woolf Mitte August 1938. Es ist wie eine protokollarisch-imaginative Vorwegnahme ihres eigenen Todes, zweieinhalb Jahre später. Nur ist es bei ihr ein Freitagvormittag, und es dauert drei Wochen, ehe ihre Leiche gefunden wird. „L. macht die Rhododendren ...“, lautet der letzte Satz des Tagebuchs.

BETTINA HARTZ
Virginia Woolf: „Tagebücher 5. 1936-1941“. Deutsch von Claudia Wenner. Verlag S. Fischer, 601 Seiten, 39 Euro

MORALISCHE GESCHICHTEN



Tränen

VON MAXIM BILLER

Das letzte Mal hatte Pepperstein vor vielen Jahren auf der Beerdigung seines Onkels Drimele geweint – weil er danach als Einziger nicht zum Schwesitzen eingeladen wurde. Als er bei den Samenbaums klingelte, rief Tante Golda durch die Tür: „Oh nein, Pepperstein, vielen Dank! Wir sind deprimiert genug. Sollen wir uns heute auch noch deine Frauengeschichten anhören?“

Pepperstein war bekannt dafür, dass er sich in Frauen verliebte, die er nicht haben konnte. Verliebte sich aber eine in ihn, gefiel ihm das auch nicht – so wie neulich die kleine, viereckige Bibi Marmorfeld, die plötzlich zu ihm sagte: „Ich hab' meinem Mann gesagt, dass ich ihn verlassen werde, Putzkale! Gidi, Gadi und Gabi, meine drei Söhne, freuen sich schon auf dich. Magst du Kickboxen?“ Pepperstein sah sie entsetzt an und dachte: Ich wollte doch nur einmal kurz nackt auf ihrem Gesicht sitzen und den Ärger im Geschäft vergessen. Wie soll das gehen, wenn Gidi, Gadi und Gabi im Nebenzimmer Wettkämpfe veranstalten? Peppersteins Herz krampfte sich traurig zusammen, aber statt Bibi seine Gefühle zu zeigen, sagte er: „Steck dir deinen Putzkale sonst wohin, du fette Wachtel. Es ist Schluss.“

Und warum wollte Pepperstein nie die Frauen haben, die sich in ihn verliebten? Tante Golda hätte gesagt: „Weil der alte Kerl sich nicht binden will!“ Pepperstein erklärte es so: „Weil Sara Witkowsky stottert, wenn sie aufgeregt ist, und wenn sie nicht aufgeregt ist, auch. Außerdem stinkt sie nach dem alten, vermoderten russischen Parfum ihrer Mutter! Ruthi Zussberg hat ihren Arsch wie ein Elefant und ein Gehirn wie eine Maus. Und Clio Levithan? Was soll ich mit einer Frau, die die stellvertretende Vorsitzende der Neotrotzkistischen Partei Deutschlands ist und den Palästinensern nicht nur Jerusalem zurückgeben will, sondern auch Berdiczew und Odessa?“ Dabei spürte Pepperstein wieder diesen deprimierenden Stich in der Brust, aber seine Augen blieben trocken wie verbrannte Pita. „Na und? Dann bleib' ich eben allein! Vielleicht kommt die Richtige, wenn ich tot bin, zu meiner Schiwe. Wenn ich überhaupt jemandem einladen werde.“

Letzte Woche starb Tante Golda. Pepperstein stand bei der Beerdigung ganz hinten, und als es vorbei war, wollte er leise und unauffällig gehen. Aber dann hörte er eine liebe, hohe Frauenstimme hinter sich. „Gehen Sie schon?“, sagte eine kleine, schlanke, blonde Frau – Typ Goldie Hawn – leise zu ihm. „Kommen Sie noch mit zum Schwesitzen? Ich bin Henny Hardenberg, die gojische Patentochter von Tante Golda. Ich studiere in Oxford Judaistik und Modedesign. Ich hab' viel von Ihnen gehört. Ich glaube“ – sie lächelte, aber ihre Augen glänzten melancholisch –, „Sie verstehen was von Frauen.“

Drei Tage später saß Henny nackt auf Peppersteins Gesicht – und er heulte wie ein Schloßhund.

Ab morgen wird die Lufthansa bestreikt, mitten in den Ferien! Ist die Gewerkschaft Verdi noch tragbar?

Wenn es darum geht, richtig fies zu sein (und wann und wo in unserer aller Leben geht es eigentlich nicht darum?), dann ist die Gewerkschaft Verdi das Vorbild, nach dem wir schon immer suchten. Kapital und Arbeit haben manchmal widersprüchliche Interessen, die Konflikte müssen auch mal ausgetragen werden – das nennt man Arbeitskämpfe, und nichts daran ist fies. Wenn also der Kühlschrankhersteller keine Kühlschränke mehr herstellen kann, weil die Kühlschrankbauer die Arbeit verweigern, dann kann man, als potentieller Kühlschrankkunde, zuschauen (und sich ganz unbefangenen solidarisch erklären mit der einen oder der anderen Partei). Wenn also die Lufthansa-

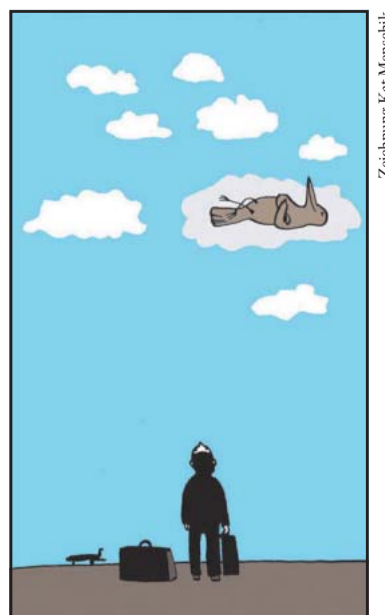
PRO

Ihr K.O.- Piloten

VON CLAUDIUS SEIDL

Techniker mehr Geld wollen, womöglich zu Recht, und sie wollten nicht fies dabei sein, könnten sie ja ihren Streik so einrichten, dass vor allem ihrem Gegner im Arbeitskampf ein Schaden entsteht. Sie könnten die Frachtabteilung bestreiken. Sie könnten die Klimaanlage in der Chefetage lahmlegen. Sie könnten, ein wenig fieser, zu den normalen Zeiten streiken, wenn die

Geschäftsleute unterwegs sind, die ihre Geschäftskonferenzen vertagen oder auf Firmenkosten umbuchen können. Die hohe Schule der Börsartigkeit, die vorbildhafte Fiesheit kommt aber erst dann zustande, wenn man die als Geiseln nimmt, die sich absolut nicht wehren können. Das sind, jetzt, zur Urlaubszeit, die privaten Kunden, die womöglich ihre letzten Kröten zusammengekratzt haben, um den Flug in die Ferien langfristig zu buchen. Die Ferien lassen sich nicht verschieben, die Firma zahlt auch nicht die Business Class bei British Airways, und die fünfstündige Verspätung, die ruiniert den letzten Nerv. Glückwunsch, Herr Bsirske, Sie haben vielleicht nicht den Kapitalismus besiegt. Mich schon.



Der Künstler A. war einer der Letzten, die freiwillig noch in Frankfurt am Main wohnten, statt nach dem Studium sofort nach Berlin zu ziehen, wie sich das für Künstler auf der ganzen Welt gehört. Aber er hatte gute Gründe, die für Frankfurt sprachen, und der dortige Flughafen gehörte unbedingt dazu. Bis A. als Künstler seinen Durchbruch haben würde, arbeitete er nämlich nebenher noch als Flugbegleiter bei der Lufthansa, und nach allem, was er davon erzählte, muss es ein phantastischer Job gewesen sein. Er verdiente ein hübsches Zubrot, und er kam ordentlich herum. Im extrem globalisierten Kunstzirkus war er lange sogar der einzige Künstler seiner Generation und Einkommens-

CONTRA

Mebr Luft als Hansa

VON PETER RICHTER

klasse, der selbst mit den notorischsten Vielfliegerkuratoren mithalten konnte: Die neueste Provinzkuhnhalle in Südkorea? Kannte er. Die Biennale von Schanghai? Hat ihm nicht so zugesagt. Ein neuer Outspace in der australischen Wüste? Er war bei der Eröffnung. Außerdem, machen wir uns mal nichts vor, war er der einzige heterosexuelle Mann im Team. Und ja, es stimmte,

was wir uns immer so ausmalen, wenn wir angeschnallt in unseren Sitzen schwitzen. Hinter den Kulissen gehe es rund, rund und nochmals rund, schon zur Strafe für unser stumpfsinniges Tomatensaftgesauf. Damals hatte A. in Tokio für eine Weile eine wunderschöne Freundin. Dann hatte die statusversessene Japanerin aber leider in einem Luftfahrtsalmanach geblättert und herausgefunden, dass die Uniform, die A. trug, keineswegs und anders, als er ihr versichert hatte, die eines Kopiloten war. Da war er nur noch ein ordinarer Lufthansel für sie, und dann nur noch Luft. Was hätte er denn tun sollen? Sich als Verdi-Mitglied ausgeben? Nicht mal als Frank Bsirske hätte er bei ihr eine Chance gehabt.